

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Pfingsten.

Schwellendes Leben, quellende Schönheit des Frühlings, sinnverwirrende Düfte über den Gärten, — und die reiche Verschwendung des Glüdes. Ich gehe in den Garten wohl zehnmal des Tages — es ist zu sehen jedesmal, wie der Rhabarber wächst und die kleine Bohne etwas mehr die Erde drängt — und wie immer mehr Licht aus der Tiefe des Baumes, aus der Tiefe der Erde offenbar wird. Pfingsten im Erläuten aller Bäume. Was in Wintertiefe stierend einsam in der Erde schlief in dem Dunkel unerkannter Ewigkeiten, das ist hervorgequollen Ostern als die Tat gewordene Kraft im steigenden Saft der Bäume, das ist aufgebrochen Pfingsten in der lichtgewordenen weißen Blütenfülle, die sich wie der reine Geist des Lichtes auf alle Dinge legt. . . und des neuen Lebens reiche Schönheit singt und klingt und leuchtet in den Weiten: das ist offenkundiger Gottesgeist — und ist doch alles gleich: Dunkles ewiges Wesen: unreichbar in den Kräften tiefen Erdenunkels — Sohn geworden in der auferstandenen Kraft drängenden Lebens — Geist geworden in den Weiten weißer Schönheit, in der Schönheit aller tausend Blüten im Licht.

Erich Bodemühl, Drevenast b. Weiel.

Aus der „guten alten Zeit“.

Erzählung von Anna Mosgaard.

(Nachdruck verboten.)

Ist es wirklich die gute alte Zeit, von der unsere Großeltern mit Vorliebe erzählen? Oder ist es nur die alte Zeit? — Na, jedenfalls hatte sie neben ihren vielen schlechten Seiten auch ihre guten.

Wäre es anders möglich, daß man dazumal einen jungen Mann, der auch nicht einen Tag das Seminar besucht hat, als Lehrer, Schulmeister über siebzig Dorfsinder anstellte?

Heute wäre das ein Ding der Unmöglichkeit. Meinem Großvater war es passiert.

In der guten alten Zeit hatte man über Nacht zwar nicht den Vock zum Gärtner, wohl aber den Gärtner zum Lehrer gemacht. Wenn auch nur für kurze Zeit. Einen Winter lang.

Zimmerhin — er war Lehrer gewesen. Sein schönster Traum war in Erfüllung gegangen zu einer Zeit, wo er schon alles Wünschen und Hoffen aufgegeben hatte. „Wie in einem Märchen, so wunderbar ist es zugegangen,“ sagte er immer, wenn er uns Kindern von dieser seiner schönsten Zeit erzählte. Ein prächtiger alter Mann war mein Großvater. Noch heute sehe ich ihn in seinem Lehnstuhl sitzen, das Köppchen auf dem silberweißen Haar, die zitterigen Hände verschlungen auf den Knien liegend. Neben ihm, an der Ofenwand, hing seine Geige, die er zärtlich liebte, oft liebte wie ein Kind. War sie es doch, die ihn sozusagen zum Schulmeister gemacht hatte. Lehrer zu werden war immer sein Wunsch gewesen. Schon als Knabe kam's ihm nicht mehr aus dem Sinn, und dann als Jüngling, als er schon längst der Schule den Rücken gelehrt hatte, plagte ihn noch immer dieser eine unerfüllbare Wunsch. Aber seine Eltern waren arm, bitterarm, es wäre Wahnsinn gewesen, auch nur an so etwas zu denken. War er doch froh, einen Beruf ergreifen zu können, der ihn bald in den Stand setzte, seine Eltern von der Last des Ernährens zu befreien. Bei seiner Liebe zur Natur glaubte er am besten zu verfahren, wenn er Gärtner würde. Auch meinte er, blieben ihm in den langen Winterabenden ein paar Stunden, in denen er sich seinen Büchern widmen konnte.

Sein alter Lehrer Meher, der an dem geweckten Knaben seine Freude hatte, hatte sie ihm einst geschenkt.

Und bis an sein Lebensende hat er sie treulich aufbewahrt.

Vielteils verdanke ich meinem Großvater, der mir der erste Lehrer war. Fünfundsechzig Jahre war er damals, seine kleine Schülerin kaum fünf. Unvergesslich sind mir diese Schulstunden geblieben. Nicht etwa, daß ich vor der Schiefertafel saß und langweilige Zahlen und Striche malte, die mein Großvater dann korrigierte, — o nein! So wie des Morgens die Sonne lachte, Großvater, der an der Wicht litt, eine halbwegs gute Nacht gehabt hatte, machten wir uns auf die Strümpfe. Hinaus ins Freie ging's. Durch Feld und Wald, über Wiesen und Bäche. Jede Blume, jeder Käfer, jedes Steinchen, kurzum alles, was uns begegnete, wurde untersucht und besprochen, ganz behutsam, damit es keinen Schaden nähme, wieder an seinen Ort gebracht, respektive fliegen, kriechen oder laufen gelassen. Nur ungern, wenn es zu einem besseren Verständnis notwendig war, brach mein lieber Schulmeister eine Blume vom Stengel. Nie war es mir erlaubt, mehr als zwei, höchstens drei Blüten für die Mutter mit nach Hause zu nehmen. Mit dem Nachhausegehen hatte es allerdings immer gute Zeit. Mein Großvater liebte eine kleine Frühstückspause mit darauffolgendem Nickerchen über alles. An einem schattigen Plätzchen ruhten wir gewöhnlich aus von unseren Strapazen. Mein Großvater holte dann aus der hinteren Rocktasche unsere Butterbrote, ebenso das unvermeidliche Kirchschnäpschen hervor. Nur ein winziges allerliebstes Fläschchen war's, nein — davon bekam man keinen Rausch. Und dennoch, auch an das Schnäpschen knüpften sich gute Lehren. Mir war nicht gestattet, davon zu nippen, da „so etwas“ nichts für Kinder sei. Wohl aber, weil er nun einmal alles mit seinem Mädel teilte, durfte ich — einmal an dem Pfropfen lecken.

Wenn Großvater dann ein wenig seine Augen schloß, ringsum die Bienen in den Lüften geigten, trippelte ich hinunter zum Bächlein oder nahen Quell, füllte das Fläschchen mit klarem Bergwasser und labte mich daran.

Kamen regnerische, kalte Tage und festelten uns ans Zimmer, waren die Schulstunden nicht minder angenehm. Ich saß dann gewöhnlich auf Großvaters Schoß und lauschte seinen wunderbaren Erzählungen. Rein, was so ein alter Mann auch alles zu erzählen weiß! Je lustiger das Feuer im Ofen prasselte, je aufgeräumter wurde er. Und in solch einem trauten Stündchen war's, wo er mir zum ersten Male aus seiner Schulmeisterzeit erzählte. Wir waren gerade bei der Sage von den Esen und dem bösen Ritter aus dem Bodetal angelangt, da zieht ein leises, feines Klingen durch den Raum. Die Saiten der Geige klingen und niemand hat daran gerührt. Verwundert sehe ich meinen Großvater an, — hatte ich ihn doch nie spielen hören.

„Sag, Großvater, spielt jetzt eine Geige auf deiner Geige?“

Der lächelt, bezieht sich die Geige und lächelt wieder.

„Nein, Kind, nur eine Fliege ist's.“

Eine Fliege! Wahrhaftig! Unsere Fliege war's. Ich sage „unsere“ Fliege, weil sie Großvater ebenfalls als Lehrobjekt diente. Vom Sommer her war sie bei uns geblieben. Als Mutter die Stube gefalst und zur Verschönerung, wie es dazumal gebräuchlich war, einen alten Strumpf in blaue Wasserfarbe getaucht und damit ihre Spritzer an die weiße Wand gemacht hatte, hatte die vorwitzige kleine Fliege einen blauen Fleck auf dem Kopfe davongetragen. Daran konnten wir sie und wollten nun sehen, wie lange sie wohl bei uns bleiben würde. Schon ein paar Monate war sie nun da, war recht zutraulich,

fast stroh geworden und hatte sich nun gar die D-Saite auf Großvaters Geige zur Schaukel erkoren. Daher das wundersame Klingen. Das Rätsel war also gelöst. Ich aber hatte Geschmack am Geigenpiel bekommen und plagte den lieben alten Mann: „Warum spielst du nie, Großvater? Spiel doch mal!“

Da verbunkelte sich sein Blick: „Ich möcht' schon, Kind, aber es geht nicht mehr. Meine Finger sind so steif von harter Arbeit, eine schmerzhaftige Krankheit hat sie so krumm gemacht.“

„Hast du niemals gespielt?“

„O ja, recht oft, als ich noch jung und rüstig war.“

„Warst du auch einmal jung, Großvater? Was tatest du da?“

„Ich pflanzte Blumen, pflegte einen schönen Schloßgarten und war auch einmal Schulmeister.“

Blumen, Schloßgarten und Schulmeister — das war etwas für mein phantasiereiches Gemüt.

„Erzähle, Großvater, bitte, erzähle!“

Und er erzählte seine Geschichte.

In einem weitverlegenen Harzörschen war er als Schloßgärtner angestellt. Das Schloß war längst verfallen, die Ruine stand noch, war teilweise wieder instand gesetzt. Ein Gutsbesitzer wohnte darin. Immer war es schwer gewesen, für das Dörflein, das fast am Ende der Welt lag, wo sich die Fische gute Nacht sagten, einen Schulmeister aufzutreiben. Und als der alte plötzlich an Typhus schwer erkrankte und starb, hatte man wirklich keine Hilfskraft aufreiben können, viel weniger gleich einen vollen Ersatz gefunden; zum Gaudium der lieben Schuljugend, die nun den ganzen Tag herumtollte wie eine Schafherde, die ihren Hirten verlor. Nun war guter Rat teuer. Die Rangen würden noch gänzlich verwahrlosten, wenn sie nicht bald einen Lehrer bekämen, meinten seufzend der Ortsvorsteher sowie der Förster, der die „Rangen“ nun einmal nicht in „seinem Walde“ duldete. Man hatte schon an den Herrn Pastor gedacht — aber der war „überhäuft“ mit Arbeit. Hatte für drei Dörfer die Sonntags-, Kindtaufs- und Hochzeitspredigten zu halten; dabei konnte schon der beste Mensch in Schweiß geraten.

Zum so und so vielen Male hatten sich nun die drei Weisheitsgrößen des Dorfes, Ortsvorsteher, Pastor und Förster, im „Lindenbaum“ zur ernstlichen Beratung zusammengefunden; ein Weg mußte ins Feld. Der Herr Gutsbesitzer hatte sich allerdings schmunzelnd die Hände gerieben, weil er in der Ernte so viele billige Arbeitskräfte erhalten hatte. Nun, da die Kartoffeln aus der Erde sollten, waren ihm die Rangen ebenfalls willkommen, — aber dann, wenn der Winter kam, mußte Whilfe geschaffen werden. So vertagte man die Angelegenheit bis zum Herbst, fand sich wieder ein im „Lindenbaum“ und beriet beim schäumenden Bier über das Wohl und Wehe der so stiefmütterlich behandelten Schuljugend. Sehr spät war es über dem geworden. Auf dem Heimweg gingen sie am Gutshof, am alten Schloß vorbei. Da erklangen liebliche Töne aus dem Erdgeschloß. Mein Großvater spielte auf seiner lieben Geige, die er sich fast vom Munde abgepaßt hatte. Die drei standen still und horchten. Wer mochte das sein? Der Gärtnerbursche etwa? Sie gingen näher und sahen ihn zum Fenster hinein. Wahrhaftig, da saß der Bursche und spielte, daß einem das Herz aufging. Und wie nett es in dem Kämmerlein aussah. Sogar Bücher standen da auf einem alten Wandbrett. Also erzählte man sich im Dorfe nicht ohne Grund, daß der Gärtner Emil ein geschetter Kopf sei. Die drei sahen sich an und dachten jeder dasselbe: wie, wenn der Bursche die Rangen einstweilen ein wenig am Jügel hielt, sie singen lehrte, vielleicht ein wenig mit ihnen schrieb oder rechnete und die Heilige Schrift mit ihnen durchnahm? Das genügte vollkommen. Bis zum Frühjahr würde sicher der neue Lehrer gefunden sein. Man mußte mit dem Gutsbesitzer Rücksprache nehmen, nun, wo es Winter wurde, war der Bursche ja wohl entbehrlich.

Gesagt, getan. Mein Großvater wurde zum Lehrer ernannt. Nur mit dem Unterschied, daß er kein Lehrergehalt, sondern seinen Gärtnerlohn dafür empfing. Nichtsdestoweniger machte es ihn glücklich. Schon der Gedanke, einmal Lehrer zu sein, seinen heißesten Wunsch erfüllt zu sehen!

Mit spitzbübischem Lächeln erzählten sich's die Rangen auf der Dorfstraße, daß der Gärtner-Emil Schulmeister würde. Na, von dem ließen sie sich nichts gefallen! Der sollte nur wagen, sie anzurühren! Da, der! — —

Ein förmliches Komplott wurde geschmiedet, wie man den Gärtner-Emil amtsmüde machen wollte. Na, der sollte

an sie denken! Nein, war das ein Spaß, als man am nächsten Morgen zur Schule mußte und den Gärtner-Emil vor dem Pulte sitzen sah.

Ein Gefächler hob an und ein Gelächter sondergleichen. Sogar die Kleinsten schubsten sich gegenseitig und lachten verflochten. Die Größeren balgten sich ungeniert, sie taten, als ginge der Mann da vorne sie gar nichts an. Mein Großvater sagte nichts. Kein Wort. Ganz still stand er am Fenster und sah hinaus auf die beschneiten Gärten. Lange mochte er so gestanden haben, da bestimmte allmählich das Gelächter. Die Sache wurde den Kindern langweilig. Hatten sie doch ganz sicher damit gerechnet, der Gärtner-Emil werde nun den Stod ergreifen und dazwischen hauen, und sie würden sich dann zur Wehr setzen können! Und nun tat er so, als wenn gar kein Stod da wäre!

Bald wurde nur noch im Flüsterton gesprochen und es dauerte gar nicht lange, da herrschte vollkommene Ruhe. — Da erst drehte er sich um und wünschte seinen Schülern und Schülerinnen einen guten Morgen! Dann fragte er sie, worüber sie gelacht hätten.

Verlegen sah eines das andere an. Alles schwieg. Nun, dann wollte er glauben, sie hätten sich recht was Schönes zu erzählen gehabt, aber nun wäre es wohl an der Zeit, daß der Unterricht seinen Anfang nehme. Borerst wäre es wohl besser, wenn sie gegenseitig ein wenig bekannt würden miteinander. Nun erzählte er ihnen als erstes, warum er und kein richtiger Lehrer hier sei. Und daß er sehr gern Lehrer geworden wäre, wenn seine Eltern nicht gar so arm gewesen seien. Er wolle nur wünschen, daß sie gute Freunde würden in diesem Winter, was in seinen Kräften stehe, wolle er für sie tun.

Da hatten die Kinder aufgehört. So hatte noch niemand zu ihnen gesprochen. Ein Lehrer war nach ihrer Ansicht einzig da, um sie zu quälen und zu schlagen. Und als der erste Schultag vorüber war, da war des Erzählens kein Ende: Wie schön der Gärtner-Emil Geige spielen und singen könne! Und was für Geschichten der zu erzählen wisse! Und immer spräche er so, daß sie es auch wirklich verstanden.

Als einmal ein klarer Frosttag war, lud er seine kleinen Schutzbefohlenen zu einem Spaziergang ein. Aber warme Kleidung und ganze Stiefel sollten sie mitbringen. Da führte er sie hinaus in die Berge, zeigte ihnen die beschneiten Felsen, die mit ihren hängenden Eiszapfen so wunderliche Figuren bildeten, freute sich mit ihnen an den glitzernden Schneemassen, die schwer auf den Tannenzweigen lagen, daß sie sich tief zur Erde beugten. Wie schön, wie erhaben das alles war. Und weil es den Kindern so gut gefallen, wurden öfter solche Wanderungen unternommen. Zehrte jemandem ein warmes, schäbendes Winterkleid, so wußte der Gärtner-Emil, den sie jetzt „Herr Lehrer“ nannten, schon Rat. Er wollte nicht, daß eins daheim bleiben sollte, nur weil es arm war. So hatte er einmal seine wollene Unterjacke ausgezogen und sie der kleinen Ida, einem schüchternen Mädchen, das stets in solch dünnem Kittelchen zur Schule kam, umgehängt, weil es so weinend erklärte, nicht mitgehen zu können, weil es so fröre.

Nicht selten teilte er sein Frühstück in drei, mitunter vier Teile und fuhr nicht schlecht dabei. Man wetteiferte förmlich um die Gunst des „Herrn Lehrers“, trachtete einzig danach, alles recht zu machen, um ihn zu erfreuen.

Nur zu schnell verging der Winter. Mit Trauer sah man beiderseits der Scheidestunde entgegen. Und als an einem Frühjahrsmorgen der neue Lehrer, ein alter Griesgram mit einer mächtigen Salennase und flehend blauen Augen, ins Klassenzimmer trat und den Hilfslehrer geringschätzend über seinen goldenen Kneifer hinweg betrachtete, da trübte sich manches Kindergeischt. Als ihnen dann mein Großvater die Hand zum Abschied reichte, da floß manche Träne.

Am nächsten Tag war er dann wieder Gärtner; aber immer ist er den Kindern ein Freund, ein Berater geblieben. Trübte irgend ein leid ihre jungen Gemüter, dann suchten sie Rat beim „Herrn Lehrer im Schloßgarten“. Der wußte immer einen Ausweg. Hungerte ihnen, dann hatte der Herr Lehrer immer einen Apfel oder eine versteckte Brotschnitte bereit. Der kleinen Ida hatte er sogar einmal eine neue Schiefertafel geschenkt, und als dann Idas Mutter schwer krank darniederlag, da war der Herr Lehrer es, der noch spät am Abend nach der Stadt fuhr, den Doktor zu holen. Und mancher Taler ist von seinem Lohne für Medizin in die Apotheke gewandert. Aber was tat's, Idas Mutter genas bald, das war sein schönster Dank.

Und nach manchem Jahr voll Freud und Leid, da ist die kleine Ida des Gärtners-Erbs Frau geworden, und sie gerade, die doch meine Großmutter war, hat's mir erzählt, wie gut und gerecht ihr lieber „Derr Lehrer“ gewesen ist.

Alte Volksbräuche am Himmelfahrtstage.

Unauffhaltsam schreitet die Kultur vorwärts, und doch haftet die Gegenwart noch immer mit tausend Wurzeln in der fernen Vergangenheit. Durch den verschlungenen Gang der Jahrhunderte tönen, bald lauter, bald leiser, Klänge aus längst verschwundenen Tagen, die in die Neuzeit mit ihren Fortschritten und Erfindungen den poetischen Zauber vergangener Zeiten tragen. Noch immer lebt im christlichen deutschen Volke ein letzter bedeutender Rest altheidnischen Glaubens, durchdringt alle Kirchenfeste die Erinnerung an einen längst untergegangenen Kultus.

Es lag schon in den äußerlichen Verhältnissen begründet, daß unsere Vorfahren sehr viel mehr in und mit der Natur lebten als wir, und wenn wir, trotz allen Luxus, der unsere modernen Wohnungen durchdringt, uns schon der wieder erwachenden Natur freuen, um wie viel dankbarer mußten unsere Vorfahren, die heidnischen Germanen, die die raube Winterzeit an ihre öden, primitiven Wohnstätten kannte, den Frühling einst begrüßen, der ihnen gestattete, ihre düstern, unbegablichen Burgen oder die öden, primitiven Wohnstätten weniger hochstehender Kreise zu verlassen, des Jahres schönere Hälften in der Natur zu genießen, oder doch wenigstens ihre Herden hinaustreiben zu dürfen auf die grünen, blühenden Weiden. Darum waren ihre Feste hauptsächlich Naturfeste, deren Sitten und Bräuche bei der Einführung des Christentums gewissermaßen verkümmert wurden, und so zeigt uns das christliche Himmelfahrt- wie Pfingstfest noch manches Spiegelbild des Heidentums.

Freilich, wer heute an den in einzelnen katholischen Gegenden noch immer üblichen „Flur-Umzüge“ teilnimmt, denkt nicht, daß diese auf dem altheidnischen Brauche beruhen, die nordische Göttin Nerthus oder den gleichfalls in engster Verbindung mit der Natur stehenden Gott Freyr im blumenbefrängten Wagen durch die Felder zu fahren, damit „Segen und Gedeihen den Saaten würde.“ Heute umzieht die Gemeinde ja die Gemaltung in Form einer Prozession, der das Kreuz des Herrn vorangetragen wird. Auch einzelne evangelische Gemeinden kannten bis vor kurzem einen ähnlichen „Himmelfahrtsbrauch.“ Die Bewohner der Ortschaft marschierten nach den Klängen der Dorfmusik um das Weichbild des Dorfes, um die Grenzen festzustellen und zugleich „das Gedeihen der Feldfrüchte zu erbitten.“ Stets endeten diese Umzüge mit Gesang und frohen Spielen, wie in ferner Heidenzeit, wo sich alt und jung, reich und arm an dergleichen Volksfesten noch beteiligte.

Wer denkt bei einzelnen alten Volksbräuchen, die sich an den „Himmelfahrtstag“ knüpfen, an den Wettergott Donar, auf den der ihm geweihte „Donnerstag“ ziemlich deutlich hinweist! — Und doch erinnern sie viel mehr an den alten Heidentum als an jenen Vorgang in Jerusalem, da der Heiland Abschied von seinen Jüngern nahm, um gen Himmel zu fahren. Kennt man doch noch in einzelnen Gegenden Deutschlands die uralte Sitte, an diesem Festtage in den Wald zu ziehen, um „nächtern und schweigen“, wie es im Volke heißt, bestimmte Kräuter zu sammeln, um zu Kränzen gewunden und in die Stube oder in den Stall gehängt zu werden als Schutz „gegen das Gewitter“, das an diesem Tage mit Vorliebe am Himmel stehen soll. Eine ebenso deutliche Ideenverbindung mit dem Wettergott findet sich auch in dem in andern Provinzen üblichem Brauche, neun Kräuter zum Strauße zu binden und diesen zu Füßen des Muttergottesbildes auf den Altar zu legen, damit ihn der Priester segne, und dann in die Häuslichkeit mit heim zu nehmen. Naht in den Sommermonaten ein Gewitter, dann legt der Älteste der Familie einen dürrn Stengel dieses geweihten Straußes auf den Herd mit den Worten: „Gott walte es“, verschließt die Türen und verteilt den Dampf tunlichst in alle Räume, das Gewitter dadurch fern zu halten. Trotz der kirchlichen Weihe läßt die deutschheidnische Zahl „neun“ auf den heidnisch-germanischen Ursprung dieses Brauches schließen, der einst dem Donar gegolten. Sehr abergläubige Menschen nähern am Himmelfahrtstage nicht, weil sie glauben, wer ein an diesem Tage genähtes Kleid trägt, wird leicht vom Blitz erschlagen. — Auch der Glaube, daß am Himmelfahrtstage die „blaue Blume“ am Kyffhäuser erblühe, die den Eingang zu verborgenen Schätzen erschließt, ist ein Anklang an den Donarglauben. Ist doch die blaue Blume das Sinnbild des Blitzes, der die Leuchtbarkeit der Erde weckt. — In der alten Dorfsitte, am Himmelfahrtstage eine von Engeln umgebene Christusfigur an einem Seil durch die Kirche zu ziehen und auf dem Chor verschwinden zu lassen, verbindet sich gleichfalls Christen-

und Heidenglaube. Die Anwesenden achten nämlich genau darauf, nach welcher Richtung des Heilands Antlitz sich wendet, und nehmen an, daß von „daher im Sommer die Gewitter kommen werden.“ —

Ganz entschwand auch die Erinnerung an die einst üblichen „Blumenopfer“ nicht. Im Harz pflegte die weibliche Jugend am frühen Morgen dieses Tages das „Allermannsstraub“ zu fuchen, das ihnen den erwünschten Freier bringen soll. Auf die Pflanze scheint indessen kein allzu sicherer Verlaß zu sein, da es im Volksmund heißt:

Den Allermannsstraub, das böse Kraut,
Das hab' ich gefunden und bin doch nicht Braut.

Bis vor wenigen Jahren bestand die Sitte in der Mark Brandenburg, am Himmelfahrtstage Waldmeister zu pflücken, um Kirche und Altar damit zu fränzen. Die Sitte ist jetzt allerdings fast im Verlöschen, nur allein in Rheinsberg, dem ehemaligen Lieblingshofe Friedrichs des Großen und seines bedeutenden Bruders, des Prinzen Heinrich, blieb das Waldmeister- oder Rösle-Fest ein beliebtes Volksfest, das aber, nach dem Siege des Prinzen bei Prag, zur patriotischen Gedenkfeier wurde und deshalb auf den Dienstag, 6. Mai, gelegt wurde.

In die Wollen des Redar wirft das Volk noch immer am Himmelfahrtstage eine Strohuppe, — gleichfalls ein Spiegelbild an die Menschenopfer ferner Heidenzeit. Einzelne Bräuche der alten Maifeste finden sich ebenfalls am Himmelfahrtstage, da dieser meist in den Monat Mai fällt. So kennt man in Schweden und Norwegen noch „den Kampf mit einem Unhold“ als Volksfest dieses Tages, d. h. einen Scheinkampf, den zwei junge Burken ausfechten, und bei denen der Unhold natürlich besiegt wird. Die ursprüngliche Idee der alten Mythologie „Der Sieg des Frühlings über den Winter“ ist der Menschheit allerdings fremd geworden, aber der alte Väterbrauch lebt noch und verflärt mit poetischem Glanze die neue Zeit.

H. M. Witte.

Pfingstgeister.

Im deutschen Pfingstbrauch taucht eine Fülle geheimnisvoller Gestalten auf, die mit den verschiedenartigsten Namen belegt werden. Da kennt man in Thüringen den Grünen Mann oder das Laubmännchen, im Erzgebirge den Wilden Mann, im Elsaß das Pfingstlöbel, in Bayern das Pfingstl, in Schwaben den Laßmann, in Schlesien den Rauchfisch; in andern Gegenden wieder heißen diese Pfingstgeister Fischermeyer, Pfingstbus, Pfingstbaum, Pfingstau, Pfingstpfitter, Wasservogel usw. Was sind nun diese wunderlichen Pfingstgeister, mit denen sich eine Unzahl von Bräuchen verbindet? Es sind uralte Geister, die mit dem Fruchtbarkeits- und Wachstumsglauben, mit Regenzauber und Quellenverehrung zusammenhängen. Die Laubverkleidung, in der sie auftreten, ist auch den Dämonen verschiedener Naturkräfte eigen, und zweifellos reicht die Entstehung dieser Gestalten in die Urzeit der primitiven Religionen zurück. In der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands knüpft aber das Auftreten der Pfingstgeister an die mittelalterliche Sitte des Maikönigs an. Der Maikönig, der am Pfingstfest seinen feierlichen Einzug in die Lande hielt, ist der Nachfahr einer altgermanischen Frühlingsgöttheit, von der wir in dem bei Tacitus geschilderten Nerthusfest hören. Der Maikönig wurde im Mittelalter von den Dorfburken aus ihrem Kreise gewählt, mit frischem Grün umhüllt und im feierlichen Zuge ins Dorf gebracht. Ihm zur Seite stehen seine Diener, z. B. Koch und Kellermeister oder Oberst, Rittmeister und Fähnrich. Als diese Sitte auch in die Städte Eingang fand, bildete der Einzug des Maigrafen den Mittelpunkt des Pfingstfestes, wie es von den mittelalterlichen Schützengilden in den niederdeutschen Städten gefeiert wurde. Der Maigraf ritt an der Spitze der Wilden zu Pfingsten ins freie Feld, wo man eine neuen Maigrafen wählte, der diese Würde das ganze Jahr behielt. Das Maigrafenfest dauerte mit großem Prunk mehrere Tage und war meist mit einem Schützenfest verbunden. Als diese Feste in zu große Unpiggkeit ausarteten, schritt die Obrigkeit dagegen ein, und so sind sie — mit Ausnahme der zu Pfingsten abgehaltenen Schützenfeste — aus den Mauern der Städte verschwunden und mit ihnen ein Stück alter romantischer Poesie. In größeren ländlichen Formen aber leben die im Mittelalter so ritterlich ausgestalteten Pfingstgeister im deutschen Volksglauben noch immer fort. Die geheimnisvolle und zauberhafte Gestalt dieser Frühlingsdämonen kommt noch in der Art zum Ausdruck, wie sie in manchen Gegenden im Walde gesucht werden. In Thüringen stellt man z. B. den „Maikönig“ in ein Laubgestell und verdeckt ihn im Busch. Die andern Burken suchen ihn dann und führen ihn ins Dorf zum Pastor, zum Lehrer und Amtmann, die raten müssen, wer darin ist. In seinem phantastischen Auszug von

Laub, Blumen und anderem Grün wird der Pfingstgeist in großem Aufzug herumgeführt, bald setzt man ihn auf einen Schlitten, dann wieder auf einen Wagen. An dem Wagen wird der „Pfingstböt“ in einer schiefen Lage gefahren oder er hat einen „Pfingstesel“ bei sich, den ein mit einem Bündel Heu beladener Bursche darstellt. Die Begleiter singen Lieder, und es entwickeln sich ganze dramatische Wechselgespräche, wie sie uns z. B. von dem braunschweigischen „Küste-Meier“ erhalten sind. Die Kinder sammeln dabei allerlei Gaben ein. Reichtumsknallen und Schellengetöse liefern die Begleitung. Die dämonische Natur des Geistes wird durch Schellen, Rasseln und Klingeln angedeutet, mit denen er behängt ist. So trägt der „Pfingstlamm“ im Schwarzwald vorn und hinten große Kuhglocken, und der „Pfingstflitter“ ist mit rasselnden Schnedengehäusen bedeckt. Als Fruchtbarkeitsgeist wird er charakterisiert dadurch, daß er mit einem grünen Zweig, der „Lebensrute“, Schläge austeilt. Der Zusammenhang der Gestalt mit der Quellenverehrung und dem Regenzauber offenbart sich in den Wasserbräuten. Der „Pfingstl“ in Bayern ist mit Wasserblumen und Schilf bekleidet; er wird mit Wasser begossen, in einen Fluß geworfen oder auch in einen Brunnen getaucht. Dieses sehr derb und gründlich ausgeführte Bad des Geistes ist ein Symbol für das reichliche Raß, mit dem die Fluren durch den Regen getränkt werden sollen. Zuweilen erscheint der Geist auch in Stroh oder weltes Laub gehüllt und mit Ruß oder schwarzer Farbe bestrichen. Hier stellt der Pfingstgeist den Winter dar, dem der Frühling den Garauß macht, gerade so wie in der Sitte des Todaustragens. An manchen Orten wird der Pfingstgeist mit einer gewissen Feiertlichkeit hingerichtet oder „getöpt“. Durch diese sinnbildliche Handlung soll die in ihm wohnende Zauberkraft befreit und wirksam gemacht werden. Während es früher und vereinzelt wohl auch noch jetzt als Ehre galt, den Pfingstgeist darzustellen, wurde dies später wohl wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeiten als Strafe aufgefaßt, und derjenige, der am Pfingstmorgen zuletzt aufstand oder beim Wettreiten und Wettlaufen als Letzter ankam, wurde zu diesem Amt ausersehen.

C. K.

Maimorje.

Die Ar' kemmt mer vir wie 'n heilige Oppertalbor,
Vom Dhol roff hebt sich wie 'n doftig schimmernde Flor,
Wie Wehradachwolke de wallende Räuel vorm,
Un Lärve bei Lärve leist wochsend voll Sunn sich em Dnm.

Dat quellt un verzehrt sich — die leimende Sehnucht bezwingt
Die Besch un die Baam, dat Knespche noch Knespche verspringt,
Voll flammende Fodele sticht nau dat Dhol un die Fih,
Die hundertlei Bleiße, wot es dat en Funkegesprik!

Und rond, wo dat fladernde Bleißeferer berweht,
Do hir ich e Raume, e fromm inbrinstig Gebät,
De Freijohrschouch off Blum un Blohd spielt e Lied,
Die Wehlicher wie Engel em schweivende Chor singe mit.

Un mir aus 'em Herz steht de flehende Juwelton:
„Allmächtiger Schepfer, o Gott, off'n himmlische Thron,
Dat ich aach su wochse, verbleihe — su reffe kenn,
Nomin hin mich als Oppert, ich lähe mich ganz en bei Gänd!“

W. Reuter.

Umschau.

* Ein uralter Pfingstbrauch. Ein sehr hübscher Pfingstbrauch, der sich aus alten Zeiten in den hannoverschen Dörfern Anemolter und Schinna erhalten hat, wird in der Zeitschrift „Niederachsen“ von Konrad Kalde geschildert. Die Schulkjugend und die noch nicht schulpflichtigen Kinder bereiten den „Pfingsttranz“ schon Wochen vor dem Fest sorgfältig vor. Nach dem Gottesdienst um Nachmittag des ersten Pfingsttages versammeln sich die Jungen und Mädchen zu einem Umzuge. Voran schreiten die Konfirmanden mit Sträußchen aus künstlichen Blumen als Kopfschmuck und einem Stern aus buntfarbigen Papierstreifen, denen ihnen die Konfirmandinnen auf die Brust heften. Ein meterbreiter Pfingsttranz wird für dessen Umzug kunstvoll hergerichtet und von einem kräftigen Knaben getragen. Frisches Grün und Blumensträuße, Schnüre von ausgeputzten, vielfarbigen Gieren und Papierfächchen werden als Schmuck verwendet, als Krönung dient ein aus Holz geschnitzter, mit bunten Bändern verzierter Hahn. So wandern die Kinder von Haus zu Haus, um Gaben einzusammeln. Auf der Hausdielen knien zwei ältere Mädchen unter dem Kranz nieder, fassen die Stange mit der Hand und sprechen ein Gedicht, dessen Wortlaut sich von Generation zu Generation fortgeerbt hat.

Dann tragen die Knaben und Mädchen ihre Bitten, in die fromme Wünsche eingeflochten sind, vor. „So gebt uns Eier oder Geld, so wie es Euch gefällt; den Großen was, den Kleinen was, so haben wir all zusammen was,“ so schließt das Gedicht der Mädchen. Kein Haus wird bei diesem Umzug übergangen, und wenn alle besucht sind, veranstalten die Kinder bei einem Einwohner, der sie eingeladen hat, eine kleine Feier, bei der nach der Weise eines Spemanns getanzt und gesungen wird, während ein Teil des gesammelten Geldes für Bonbons oder Limonade ausgegeben wird. In Holzhausen wurde vor vielen Jahren zinspflichtigen Bauern statt der Lieferung von Zinsstorn an die Gutsherrschaft die Verpflichtung auferlegt, einen Teil der Kosten der Kinderbelustigung alljährlich als feststehende Abgabe zu tragen.

* **Graswuchs und Bodenwärme in Obstgärten.** Aber den Einfluß des Graswuchses in Obstgärten auf die Bodentemperatur und damit auf das Wachstum der Bäume wurden in den Obstgärten der Pflanzenschulestation in Eisgrub in Österreich ein Jahr lang vergleichende Messungen vorgenommen, deren Ergebnis im „Prometheus“ mitgeteilt wird. Die Temperatur des Bodens ist für die Entwicklung und Tätigkeit der Pflanzenwurzeln von großer Bedeutung, da die Aufnahme und Weiterleitung der Pflanzennährstoffe sich nur innerhalb bestimmter Temperaturgrenzen vollziehen können. Die Beschaffenheit der Bodenoberfläche ist naturgemäß auf die Bodentemperatur von großem Einfluß, und es fragt sich, ob sie durch Graswuchs oder durch Brachliegenlassen des Bodens günstiger beeinflusst wird. Die Temperaturmessungen wurden auf Brachland und auf mit Grasnarbe bedecktem Boden dreimal täglich in Tiefen von 10, 30 und 50 cm vorgenommen. Es ergab sich, daß im Grasland im allgemeinen eine gleichmäßigere Temperatur herrscht und daß sie auch besonders in den für die Obstbaumwurzeln wichtigen Tiefen von 30 und 50 cm durchschnittlich höher ist als im Brachlande, besonders in den Wintermonaten. Im Grasland kann daher die Wurzellätigkeit früher einsetzen als im Brachland, und sie kann auch länger dauern; die Grasnarbe verlängert so die Vegetationszeit und dürfte im allgemeinen dem Wachstum der Obstbäume förderlich sein.

* **Der Todfeind der Bienen.** Die sonst so tapfern und mutigen Bienen sind machtlos gegen einen Widersacher, der selbst keine Waffen besitzt und nur durch sein bloßes Erscheinen den furchtbarsten Schrecken im Bienenstock hervorrufen. Dieser Todfeind der Bienen, von dem sie willenlos sich den Honig rauben lassen, ja sogar aus ihrem Stod flüchten, ist der Totentopfschmetterling. Woher kommt die Macht dieses harmlosen Staubflüglers über diese fackelbewehrten Bienen? So fragt E. A. Maiba in einem Aufsatz von „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und gibt folgende Antwort: Bei Nacht kommt es bisweilen vor, daß die jungen Bienenköniginnen ein eigenartiges Singen ertönen lassen, völlig verschieden von den Lauten, die die übrigen Bienen von sich geben. Sobald dieser eigenartige Gesang erklingt, sind die Arbeitsbienen wie gebannt vor Angst und verharren still und lautlos. Der Totentopfschmetterling naht heran. Faßt man einen solchen Schmetterling an, so wird man stets ein ähnliches Summen und Surrendes Singen hören wie bei den Bienenköniginnen; dazu erzittert der scheinbar starre Körper wie in elektrischen Schwingungen und ruft ein unheimliches Gefühl hervor, das wohl auch die Bienen empfinden müssen, wenn sie die gefürchteten Laute vernehmen. Daher ihr scheues Entsetzen, sobald sich das nach ihrem Honig lüsterne Gespenst nähert. Sind die Bienen aber erst einmal durch einen solchen Besuch gewarnt, dann geben sie ihre Stöcke dem Todfeinde nicht preis, sondern bei seinem Herannahen verschließen sie als gute Strategen ihre Zelle mit Wachs und verbarrikadieren sich nach allen Regeln der Kunst. Dabei verfahren sie so klug und überlegt, daß man annehmen muß, sie haben die Bestimmung in ihren winzigen Köpfen hier wiedergefunden, die ihnen der „Totentopf“ zuerst geraubt hatte.

* **Harry Raab: „Wie baue und pflanze ich meinen Garten?“** Verlag von F. Brudmann A. G., München. Ich habe das Buch mit großem Interesse gelesen. Es wird allen, welche in der Gründung eines Eigenheims und der damit verbundenen Schaffung des Gartens die Grundlage für neues Wohnwesen und Lebenskunst erblicken, ein wertvoller Berater und Anregung gebender Vermittler sein. Alle den Garten berührende Fragen werden hier sowohl vom praktischen wie gartenkünstlerischen Gesichtspunkte aus eingehend behandelt und an Hand zahlreicher Abbildungen veranschaulicht. Sehr glücklich hat der Verfasser besonders die künstlerischen Motive beim Aufbau des Gartens gewürdigt. Was uns heute der Garten sein soll und sein müßte, wird uns hier gezeigt. Das Buch bedeutet eine willkommene Bereicherung unserer Gartenbau-literatur.

H.